

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Der Volksfreund. 1901-1932 1913**

270 (18.11.1913) Unterhaltungsblatt zum Volksfreund, Nr. 88

# Unterhaltungsblatt zum Volksfreund.

Nr. 88. Karlsruhe, Dienstag den 18. November 1913. 33. Jahrgang.

## Blendwerk der Liebe.

Von Karl Gaudrup. — Autorisierte Uebersetzung von Hermann Kiy.

In der einen der beiden kleinen Stuben, die Lehrer Swane hoch oben unterm Dache bewohnt, steht er selbst im Gespräch mit dem Vereinsarzt Dr. med. Dorff. Nebenan liegt sein junges krankes Weib. In der ganzen Behausung herrscht Armut — Armut, die es längst aufgegeben hat, sich vor fremden Augen hinter äußerem Schein zu verbergen. Drüben am Fenster läßt ein Judas das Köpfchen hängen, und von der Wand blüht der Landestierstall herab. Auf dem Kamin aber breitet ein Gipschristus traurigmühselig die Hände aus über dieses kleine Bruchstück all der Lebensnot.

Und da stehen nun die beiden einander gegenüber — Swane im verschlossenen Anzug, mit schmerzhaftem Kragen und ausgefranztem Aermeln um die mageren Handgelenke —, der Arzt groß und hager, in steifer Eleganz wie eine Schaufensterklammer, das goldene Vencenez zwischen zwei langen, weichen, spitzen Fingern wiegend während er seine kurzen, knappen Erklärungen abgibt, mit kaltem, gläsernem Blick, der den andern vor Angst ersauern macht.

„Und Sie meinen nicht, Herr Doktor, daß irgend eine Besserung zu spüren ist?“

„Leider nein! Das Fieber steigt in demselben Maße, wie die Kräfte sinken. . . . Nein, lieber Herr Swane, es wäre unverantwortlich von mir Ihnen die Wahrheit zu verhehlen und Sie mit einer Illusion abzuspüren. Der Zustand Ihrer Frau ist wirklich bedenklich.“

Swane sah ganz verzweifelt aus hoch von Zeit zu Zeit nervös seine Hände und streckte sie aus wie um eine unsichtbare Gefahr abzuwehren.

Dann sagte er verzagt und hoffnungslos, während der Arzt mit würdiger Richtigkeit keine Handhabe anzog:

„Glauben Sie, Herr Doktor . . . ich meine also, glauben Sie, daß sie sterben wird?“

Das Gesicht des Arztes nahm einen maskenhaften Ausdruck kalten Bedauerns an, der ihm im allgemeinen als Antwort auf dergleichen offener Fragen diente, welche ihn selbst — einen ausgezeichneten Vertreter seines Faches — stets in Verlegenheit setzten.

„Aber es kann ja nicht das geringste nützen, mein lieber Herr Swane, wenn ich Ihnen wiederhole: das einzige, was Ihre Frau retten könnte, ist ein Aufenthalt im Süden von mindestens einem Jahre. Veränderung des Klimas, der Ernährung und Lebensweise überhaupt würde von einschneidender Bedeutung für ihren Gesundheitszustand sein. Ja nicht wahr, das müßten Sie doch eigentlich selbst einsehen. Wie gesagt, ich kenne keinen anderen Ausweg. Nun können Sie es sich ja selbst überlegen. Und wenn sich im Laufe der Nacht etwas ereignen sollte, so müssen Sie mich natürlich rufen. Wann nicht, so werde ich morgen wieder vorbeisprechen. Nun leben Sie wohl, lieber Herr Swane! Verlieren Sie nur nicht den Kopf! Adieu! O, ich danke sehr. Ich finde mich schon allein hinaus. Danke sehr!“

Swane öffnete die Tür zum Krankenzimmer ein klein wenig. Da lag seine kranke Frau, weiß und still wie eine Leiche. Seiner armen, übernachtigen Augen saßen es, als hätte der Tod sie schon mit gieriger Hand gepackt. Und er wurde müde und stumpf bei dem bloßen Gedanken, sie verlieren zu sollen.

Unaufhörlich aber durchdrirrte ein Etwas sein Hirn und befestigte seine Einbildungskraft. Es waren die Worte des Arztes vor der Reise nach dem Süden! War es nicht ein Sohn ohnegleichen, einem Manne in seiner ärmlichen Kleidung und seiner ganzen kümmerlichen Verfassung, so etwas zu sagen?

„Aber so ist es stets mit den Reichen,“ murmelte er vor sich hin. „mit denen, die zu viel haben. So überlegen nicht

viel, mögen sie nun nicht können oder nicht wollen. Sie drücken einfach die Augen zu, wenn sie dem Glend dem nackten, barsten, ewig jammernden Glend begegnen! Sie vertragen seinen Anblick nicht, weil sie die Stimme nicht hören mögen, die in Ihnen schreit: „Ihr habt zu viel, und die vielen, vielen zu wenig!“ Gottes Anklagestimme tönt in denen, die nicht wissen, was Hunger und Arbeit ist.“

Entweder mußte Doktor Dorff unsinnig hohe Vorstellungen von den Einkünften eines Stundenlehrers haben oder sich nicht harnachen, was eine solche Reise in geprägter Münze bedeutete.

„Eine Reise nach dem Süden! O himmlischer Vater!“ Und wie um sich vor seiner eigenen Armut und dem ganzen Wahnsinn des Vorschlags noch einmal zu überzeugen, begann Swane einen Rundgang vom Schreibtisch bis zur Truhe und von da zur Kommode hin der Heinkstätte für Herrn Swanes Vorrat an gebrauchter Wäsche — dabei halbblau vor sich hinstarrend.

„Eine Reise nach dem Süden! . . . Sowohl eine Reise nach dem Süden!“

Ein lebendes Bild bitterer Selbstaufopferung und langjähriger Entfremdung hat dieser Mann dar, den ein Leben voll Glend und Qual gezeichnet. . . .

Seine Frau erwachte aus einem jener kurzen Schlummerzustände, wie das Fieber sie hie und da seinem Opfer schenkt, um es bloß desto länger martern zu können.

Swane eilte ans Bett hin, setzte sich vorsichtig auf dem Rand und ergriff die schlaffe, magerer Hand, auf deren Oberfläche sich die Adern wie bläuliche Saaten hoben.

Die Kranke versuchte, den Kopf vor den Kissen zu erheben; doch fiel er schwer zurück, als hätte sie keine Macht mehr darüber. Nur die Augen lebten und blickten in die seinen mit unsäglich sanfter, zärtlicher Zwingigkeit. Und er spürte, wie seine Lippen zu bebem begannen; aber er bezwang das Schluchzen, das hervorbrechen wollte, und flüsterte, indem er sich über sie hinabbeugte, seinem Mund ihrem Ohr nähernd: „Wenn sich meine liebe, liebe Frau nur ein wenig spüren will, gesund zu werden, so weiß ich schon was ich für sie habe.“ Er sagte es in dem gleichen feierlichen Märchentone, in dem man Kinder überherzig fragen diente, welche ihn selbst — einen ausgezeichneten Vertreter seines Faches — stets in Verlegenheit setzten.

„D, glaub doch nur das nicht! Ich werde nie mehr gesund!“

„Ach, so ein Unsinn, Frau! Wie kannst du mich nur so erschrecken! Es geht ja doch schon viel besser; und Herr Dorff meinte erst heute, daß er die beste Hoffnung habe. Aber was ich sagen wollte: Wüßtest du nur, was ich für dich habe, wenn du hübsch gesund wirst. . . .“

„So sag es mir doch . . . ja, sag es mir!“

„Um . . . Mein, ich mag es dir nicht zu sagen, ehe du vollständig gesund bist.“

„Weißt du, du könntest es mir trotzdem sagen; denn jetzt hast du mich ja neugierig gemacht.“

„Nun, ja denn. Aber du wirst kein Wort davon dem Doktor wiedererzählen, das müßt du mir versprechen. Der würde natürlich nur fragen: „Woher haben Sie denn die Mittel, mit Ihrer Frau nach dem Süden zu reisen?“ Sieh mal, daraus mache ich mir nichts, ihm Rechenschaft abgeben zu müssen!“

„Nach dem Süden? Aber, was sagst du denn da? Du hast mir ja nie ein Sterbenswörtchen davon erzählt!“

„Ach, es sollte eine Ueberschätzung sein. Aber du wolltest mich ja mein Geheimnis nicht behalten lassen. Sieh mal, darum müßt du suchen, bis zum Frühling gesund zu werden, damit wir reisen können. Aber du verträgst es gewiß nicht, alles auf einmal zu hören. Es war wohl verkehrt, daß ich dir schon jetzt alles erzählt habe. Eigentlich wars deine eigene Schuld, du Liebe. . . . Glaubst du nicht, daß du wieder ein wenig schlafen könntest!“

Er hatte recht; sie vertrat diese Aufreinauna nicht, die diese

hen bekam vom Amt Oldenburg unter Verufung auf die oben angeführte Z. 4. Nr. 308/13 eine Strafverfügung (die alle gleich aussehen) von 20 Mk. oder 5 Tage Haft. Nicht genug damit, ein Gendarm brachte sie zurück in die verlassene Stellung. Eine Desinfektion des Bettes wird nicht stattgefunden haben, denn das alte Leiden trat in verstärktem Maße auf.

Jetzt geht die Geschichte von vorn los. Das Mädchen kann nicht mehr arbeiten, verläßt den Dienst. Unter Nr. 329/13 gibt es 50 Mk. oder 10 Tage Haft. Ein Gendarm bringt das Mädchen zurück. Einen Krankenchein konnte das Mädchen nicht bekommen. Da es sich nicht anders zu helfen weiß, geht es eben wieder nach Hause. Unter Nr. 342/13 gibt es jetzt 60 Mk. oder 14 Tage Haft, nur mit dem Unterschied, daß sich jetzt auf Z. 8 des § 78 berufen wird. Die Krankheit hatte jetzt aber schon große Löcher in Brust, Weine usw. gefressen. Das Verfahren ging lustig weiter. Unter Nr. 358/13 gab es wieder 60 Mk. oder 14 Tage. Unter 368/13 das gleiche. Nr. 368/13 brachte dasselbe wiederum. Das grausame Spiel hatte noch kein Ende, am 8. August kam die Nr. 424/13 und brachte nochmals 60 Mk. Strafe oder 14 Tage Haft. Es sind somit gegen dies unglückliche Mädchen 370 Mk. oder 84 Tage Haft verhängt.

Endlich ging es mit der Mutter persönlich zum Amt. Der Beamte sah die kranken Weine, und . . . über Freundlichkeit haben sie sich nicht besorgt. Jetzt ist eine Zahlungsforderung von 310 Mk. dem Mädchen geschickt. Die letzten 80 Mk. scheint das Amt nicht mehr haben zu wollen. Das Mädchen kann aber die 310 Mk. nicht bezahlen. Das Gefängnis ist offen, warum? Weil das Mädchen Dienstmagd ist.

Wenn eine Tochter der Bourgeoisie einen Vertrag ohne jeden rechtlichen Grund bricht, kommt sie dann auch ins Gefängnis? Oder wird sie überhaupt strafrechtlich verantwortlich gemacht? Niemals! Für letztere kommt nur das Zivilrecht in Frage; denn sie nimmt keine Dienste an, die unter die Gesindeordnung fallen, das gibt's nur für die Töchter der Arbeiter und kleinen Leute. Für diese ist der Stadhof noch da, sie sind Sklaven und werden als solche von der Gesehgebung und Verwaltung behandelt. Davon ist bei den Jahrhundertfeiern allerdings nicht erzählt.

Arbeiter, soll es so bleiben? Sollen eure Töchter, Schwestern, Bräute noch weiter mit den Skorpionen dieser Ausnahmegesetze gequält werden? Jedes Menschen Herz muß sich bei solchen Zuständen aufzumucken. Doch wie helfen? Die Gesetze müssen geändert werden! Wer sich darauf verläßt, ist verlassen genug. Die Mehrheit der Gesehgeber sind ja die Nutznießer dieser Sklavenordnungen.

Nur Selbsthilfe ist der einzigste Weg. Es ist noch nicht lange her, da bestanden für die Arbeiter noch ähnliche Bestimmungen. Sie sind nur durch das Drängen der Arbeiter beseitigt worden. Die Arbeiterschaft hat die Lehre Karl Marx befolgt, wo er sagte: „Die Befreiung der Arbeiterklasse kann nur das Werk der Arbeiterklasse selbst sein.“ Daselbe gilt für die Dienstboten. Wenn die Dienstboten nicht selber Hand ans Werk legen, werden ihre Fesseln nie gelodert, geschweige denn, daß sie fallen.

Das Mittel der Befreiung ist die Organisation. Die Arbeiterklasse hat es bisher veräumt, den Mädchen, ihren Angehörigen, ihr eigenes Fleisch und Blut zu lernen, wie dieses Mittel zu handhaben ist. Dieses muß nachgeholt werden. Wer da etwas veräumt, macht sich mitschuldig an dem Bestand dieser Sklavenketten und ihrer Opfer.

Von der „Gleichheit“, Zeitschrift für die Interessen der Arbeiterinnen, ist uns soeben Nr. 4 des 24. Jahrgangs zugegangen.

Die „Gleichheit“ erscheint alle 14 Tage einmal. Preis der Nummer 10 Pfg. Durch die Post bezogen beträgt der Abonnementspreis vierteljährlich ohne Bestellgeld 55 Pfg.; unter Kreuzband 85 Pfg. Jahresabonnement 2,60 Mk.

Abelheid Popp: Mädchenbuch. Zweite umgearbeitete Auflage. („Die junge Welt.“ Heft 6.) Wien, 1913. Verlag der Wiener Volksbuchhandlung Ignaz Brand u. Komp.) Preis 20 Heller.

Die Arbeiterinnen zum Verständnis des Gegenwartsebens und zu wirklichen Zeitgenossinnen zu erziehen, das setzt sich das schöne inhaltsreiche Büchlein zur Aufgabe, das eben Abelheid Popp in neuer Auflage im Verlag der Wiener Volksbuchhandlung als Mädchenbuch erscheinen läßt. 5000 Exemplare dieser prächtigen Schrift haben bereits ihren Weg in die Kreise der jungen Arbeiterinnen gefunden. Die neue Auflage soll alle die Arbeiterinnen erreichen, die von diesem Büchlein bisher noch keine Kenntnis haben. In ebenso ernsten wie anziehenden Worten weiß Genossin Popp die Leserinnen dieser Schrift zu den Tugenden einer echten Proletarierin, zur Kameradschaftlichkeit, zur Solidarität, zur Bildung und zur mutigen Lebensführung zu ermuntern. Zugleich werden die Haltung des jungen Arbeitermädchens dem Manne gegenüber, ihre Kleidung, ihr Äußeres und die richtige Benützung ihrer freien Zeit

behandelt. Ueberdies kommen auch die Dichter zum Worte, um die Arbeiterin zum Denken, zur Erkenntnis und zur Gehaltung eines tapferen Lebens zu erziehen. Eine sehr schöne Geschichte stammt von dem großen holländischen Dichter Multatuli, darin finden sich eine Parabel von dem Dichterphilosophen L. H. N. K. u. S., außerdem Gedichte von Friedrich Hebbel, Moritz Hartmann, Karl Hendel, Alfons Felsold. Endlich enthält die wertvolle Schrift auch eine herrliche Zeichnung von Albrecht Dürer, die einen trotzigen Mädchenkopf darstellt. Die Schrift, die auch einen Hinweis auf gute Bücher enthält und hübsch ausgestattet ist, kostet nur 20 Heller und verdient auch in ihrer neuen Auflage die allerweiteste Verbreitung.

Ein wunderschönes Weihnachtsspiel ganz umsonst erhalten die Leser der unübertrefflichen und in ihrer Art einzig dastehenden Monatschrift „Kindergarderobe“, Verlag John Henry Schwerin G. m. b. H., Berlin W. 57, die dieses Geschenk in ihrer neuesten Nummer darbietet. Dieses billigste Blatt bringt übrigens in jeder Nummer zahlreiche Anregung zur Beschäftigung und Unterhaltung der Kleinen, sowie Belehrung der Mütter auf allen Gebieten bis zur Selbstanfertigung von Kinderkleidern, wozu neben dem großen musterartigen Schnittbogen die vom Verlage zu beziehenden ungemein billigen Normalschnittmuster außerordentlich helfen. Abonnement auf „Kindergarderobe“ zu 25 Pfg. pro Nummer oder 75 Pfennig pro Quartal frei ins Haus bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Probenummern durch erfahre und den Verlag John Henry Schwerin, G. m. b. H., Berlin W. 57.

Die entzückendsten Gesellschaftskleider kann man sich fast umsonst selbst herstellen, und zwar mit Hilfe der vorzüglichen Vorlagen und dem dazu gehörigen musterartigen Schnittbogen, die das Weltmodenblatt „Große Modenwelt“, Verlag John Henry Schwerin G. m. b. H., Berlin W. 57, in seiner neuesten, soeben erschienenen Nummer seinen zahllosen Lesern darbietet. Jeder ersten Monatsnummer liegt außerdem ein großes farbenprächtiges Moden-Colort bei. Außerdem liefert der Verlag Normalstücke unterm Selbstkostenpreis und ganz neu sind seine Aufreißmuster, ein Verfahren zur Aufzeichnung und Vervielfältigung von Dessins, das die Uebelstände der Bügelmuster glücklich vermeidet. Abonnements auf „Große Modenwelt“ mit Fächerbignette (man achte auf den Titel) zu 1 Mk. vierteljährlich, wofür 6 Nummern geliefert werden, nehmen sämtliche Buchhandlungen und Postanstalten entgegen. Probenummern bei ersteren und dem Verlag John Henry Schwerin G. m. b. H., Berlin W. 57.

### L iteratur.

Vom „Wahren Jacob“ ist soeben die 24. Nummer des 30. Jahrganges 16 Seiten stark erschienen und bringt ein Porträt des verstorbenen österreichischen Parteigenossen und Buchdruckerführers Karl Höger.

Der Preis der 16 Seiten starken Nummer ist 10 Pfg. Probenummern sind jederzeit durch den Verlag J. H. W. Dieck Nachf., G. m. b. H. in Stuttgart, sowie von allen Buchhandlungen und Kolporteurs zu beziehen.

Haarschwund und Glauke, Haarschwund und Kopfbedeckung, Kopparbeit und Gehirnkrankheit. 2. Aufl. Von Dr. med. W. Meyer. (Preis 0,40 Mk.) Hof-Verlag Edmund Demme Leipzig.

Eine eigentümliche Sonderstellung nimmt unter den verschiedenen krankhaften Erscheinungen der Haarausfall und als dessen Ergebnis die Glauke ein. Ganz unauffällig und ohne sich im mindesten durch schmerzhaft Empfindungen bemerkbar zu machen, löst sich der ursprünglich üppige Haarwuchs mehr und mehr, bis sich schließlich nach längerer oder kürzerer Zeit, manchmal sogar überraschend schnell, eine vollständige Glauke über der ganzen Oberkopf ausbreitet. Im letzteren Fall hat sie eine gewisse Ähnlichkeit mit der Lepra: sie kommt und sie ist da. Der Verfasser sucht nun nachzuweisen, auf welche Weise die Glauke entsteht und wie die Bildung derselben zu verhüten ist, ebenso, was sich, wenn noch Besserung möglich, tun läßt, um die Weiterausbreitung zu hemmen. Die Lektüre des interessanten Büchleins kann empfohlen werden.

„Die Zuckerkrankheit ist heilbar. Ein neues Heilverfahren.“ Von Dr. Reymann. 6. Aufl. Hof-Verlag von Demme, Leipzig (1,50 Mk.).

Diese böse Krankheit ist gar nicht selten, und es unterliegt ihr jährlich eine große Anzahl Leidender. Ueber den Ursprung des Zuckers im Harn ist sich die Wissenschaft noch nicht klar, zumal es sich herausgestellt hat, daß der Zucker nicht erst in den Nieren gebildet, sondern direkt aus dem Blute in dieselben ausgeschieden wird. Daraus geht hervor, daß das Blut selbst in seiner Bildung und Mischung erkrankt sein muß. Hierauf baut Verfasser seine Behandlung, und da ihm viele Erfolge zur Seite stehen, so dürften die in dem Büchle niedergelegten Erfahrungen zum Nutzen der Leidenden alsbald weitausgemeinert werden. Die Lektüre des Büchleins sei deshalb empfohlen.

rürze Unterredung für sie mit sich brachte. Und sie schlief wieder ein, aber mit einem lächelnden Ausdruck geheimnisvoller Glückseligkeit um Mund und Augen . . .

Am folgenden Tage meinte Doktor Dorff bei seinem Besuche eine schwache Besserung zu beschreiben; Puls und Schlaf waren ruhiger. Und der Arzt konnte Herrn Swane damit trösten, daß sich der Zustand der Patientin wenigstens nicht verschlimmert habe.

Einige Tage darauf sah Swane wieder auf dem Bettrand bei seiner Frau. Das Fieber war fast ganz gewichen, wenn sie auch ihre Kräfte noch lange nicht wiedergewonnen hatte. Die wenigen Minuten mußten daher sorgsam ausgenützt werden.

„Swane, du hast mir neulich versprochen, mir zu sagen, was für eine Verwandtin es eigentlich mit der Neise nach dem Süden hat. Ach, lieber Mann, tue mir den Gefallen und sprich! Du weißt nicht, wie ich mich auf die Neise freue, seitdem du mir das anvertraut hast . . . Und du weißt ja auch, daß es immer mein höchster Wunsch gewesen ist, einmal den Süden zu sehen.“

„Ja, du liebe, Gute . . . sieh mal, was für eine Verwandtin das hat. . . Ma . . . sieh mal, das ist mein Geheimnis — vorläufig wenigstens . . . Wenn du aber Lust hast, zu hören, welchen Plan ich mir gemacht habe. . .“

„Ach — hast du den Reiseplan schon fertig? O, laß mich hören! . . . Erzähle!“

Und nun erzählte er — aus seinem armen, gequälten, übermühten Hirn — alles, was er kannte und wußte — eine Art phantastischer Improvisation — alte Eindrücke und Erinnerungen an Gelesenes und Gehörtes.

Er selber war ja nie aus seinem Heimatländchen herausgekommen.

Er erzählte ihr von großen Städten mit Schlössern und Seen, von den Bergen des Südens mit ihren schneegekrönten Gipfeln, von herrlichen Gärten mit frischen, farbenglühenden Früchten und von Weinen in klaren Kristallen. Und an dem Glanze ihrer sonst fast erloschenen Augen erkannte Swane daß seine Worte eine magisch-heilende Wirkung auf sie hatten; und er sprach und gab ihr alles, was er an Schönheit in Gedanken und Bildern besaß; ihm selbst war es, als lebe seine Königt vermehrte, eingefrorene Phantasie wieder auf, als ringe er mit dem mächtigen Geiste des Todes und erobere seine Frau zurück — Stück um Stück; und ergriffen sah er, wie der fromme Betrug ihr selber, ohne daß ers wußte oder ahnte, mit sich fortgerissen, und wie er, ohne die Zauberformel zu erkennen, das Wunder zwischen seinen Händen herausbeschloß.

Und die Tage verstrichen. Doktor Dorffs Besuche wurden immer seltener.

„Was haben Sie nur mit ihr gemacht, mein lieber Herr Swane? Ihre Frau ist ja jetzt fast ganz gesund.“ pflegte er zu sagen . . .

Da kam der Frühling, der große, unwandelbare Wunderarzt.

Und die kleine Frau Swane öffnete das Fenster ein wenig und sog in tiefen Zügen die Dampfluft ein. Lange hatte ihr Mann mit dem Drude einer unbefinnbaren Angst gelebt, einer wachsenden Unruhe und Angst vor der fürchterlichen Stunde, in der er Rechenschaft abzulegen haben würde. Aber diese Stunde kam nie.

Jetzt, da seine Frau genesen und den wirbelnden Nebeln des Fiebers entronnen war, verstand sie alles . . . Wenigstens fragte sie nie ihren Mann nach der geplanten Reise nach dem Süden.

## Das Ende des Rheinbundes!

1813 — 18. November — 1913

Gleichzeitig mit dem Verfall des deutschen Reiches im August des Jahres 1806 vollzog sich jene „patriotische“ Gründung des Bundes süddeutscher Fürsten unter dem Protektorat Napoleons, deren Auflösung als Rückkehr zu wahrhaft nationaler Gesinnung von der bürgerlichen Welt jetzt gefeiert wird. Am 1. August 1806 sagten sich 16 deutsche Fürsten unter Führung der Könige von Bayern und Württemberg in aller Form vom Reiche los und schlossen

durch die vom 12. Juli 1806 datierte und am 17. Juli zu Paris unterzeichnete Rheinbundsakte vor Europa ihr Bündnis als „Rheinische Bundesstaaten“. Es war ein von Napoleon erzwungenes Schutz- und Trutzbündnis mit Frankreich. Die angeschlossenen Länder waren verpflichtet, Napoleon eine bestimmte Anzahl Truppen zu seinen Kämpfen gegen Oesterreich, Rußland und Preußen zu stellen. Auf dem Höhepunkte der napoleonischen Herrschaft im Jahre 1811 umfaßte der Rheinbund 4 Königreiche, 5 Großherzogtümer, 11 Herzogtümer und 16 Fürstentümer, die zusammen 325 752 Quadratmeter Land mit rund 15 Mill. Einwohnern umfaßten und ein Truppenkontingent von 119 180 Mann zur Verfügung Napoleons halten mußten.

Als im Frühjahr 1813 mit elementarer Wucht die Bestrebungen für die deutsche Freiheit und Einheit einsetzten, richtete sich der Haß aller Patrioten nicht nur gegen Napoleon, sondern auch gegen die Verräter auf den Thronen an der deutschen Sache, gegen die Rheinbundfürsten, die Ernst Moritz Arndt in lodendem Borne „Verräter an der deutschen Nation“ titulierte. Stein wollte in den Aufruf von Rastach (März 1813) die Drohung gegen die Rheinbundfürsten aufgenommen haben: wer sich nicht innerhalb von 6 Wochen für die deutsche Sache entscheide, ist seines Thrones als verlustig zu erklären! Der russische Zar und der König von Preußen jedoch erzeigten diese entschiedenen Worte durch den lächerlichen Wunsch, „daß kein deutscher Fürst durch Beharren beim Rheinbund sich reis zeigen werde der Vernichtung durch die Kraft der öffentlichen Meinung und die Macht gerechter Massen!“

Auch der Steinsche Zentralverwaltungsrat, der eine Regelung der deutschen Dinge nach der Vertreibung Napoleons vorsah, wollte die widerstrebenden Fürsten — als die ja hauptsächlich die des Rheinbundes in Betracht kamen — nur als „Kompensationsgegenstände“ behandelt sehen, die eventuell bei einer Gründung des Deutschen Reiches ganz übergangen werden mußten. Denn daß die Fürsten die gemeingefährlichsten Gegner der deutschen Einheit waren, zeigt ein Erlaß des Württembergischen Despoten Friedrich I. vom 3. März, wonach für Hochverrat, Majestätsverbrechen und „alle die Störung der Sicherheit und Ruhe beabsichtigenden Verbrechen“ — womit die patriotischen Antriebe gemeint waren — Ausnahmeergesse geschaffen wurden, bei denen die übliche Verteidigung der Angeklagten fortlassen sollte.

Doch über die ideologische Klugheit Steins siegte die staatsmännische Gerissenheit Metternichs, des reaktionärsten aller Staatsmänner, dessen Beitritt zur Koalition gegen Napoleon erkaufte werden mußte mit der Opferung der Forderung des Kaiserlichen Vertrages, die den Rheinbundfürsten hätte eventuell gefährlich werden können!

Der Teplitzer Vertrag vom 9. September, der den engen Anschluß Oesterreichs an die Verbündeten brachte, entschied das Schicksal des Rheinbundes dahin, daß nach seiner Auflösung die Souveränität der einzelnen Fürsten gewahrt bleiben sollte. Damit war die Hoffnung auf eine feste politische Verbindung des gesamten Deutschlands, das Ziel aller Patrioten, zu Wasser geworden. Metternich lag eben mehr an einer wirklichen Vorherrschaft Oesterreichs über Deutschland durch die Souveränität der süddeutschen Mittel- und Kleinstaaten als an einem Scheinkaisertum der Habsburger Krone, von dem Stein träumte.

Der erste Schritt Oesterreichs zu seinem Ziele war der Vertrag zu Wien mit Bayern am 8. Oktober 1813. Unter dem Eindruck der Siege der Verbündeten hatte sich Bayern, bis dahin Napoleons sicherste Stütze, von diesem abgewandt, weniger nationalem Drange folgend als politischer Voraussicht, die Napoleons Stern im Sinken sah. Sprach doch Monteglas, der bayerische Unterhändler, grollend von der „fatalen Deutschtät!“ Oesterreich gewann durch den Vertrag zu Wien Tirol, Salzburg, das Inn- und Gauisruckerquartier, während er den süddeutschen Fürsten die Souveränität schenkte. Das Volk war der leidende Teil.

Das geschah noch vor der Leipziger Schlacht! Nach dem 19. Oktober folgte dann noch ein ähnliches Abkommen mit Württemberg am 2. November zu Sulda. Auch dem Könige dieses Landes bestätigte man seine Souveränitäts-

rechte. Am selben Tage sagte sich Hessen vom Rheinbunde los — und was den Fürsten von Bayern und Württemberg recht war, mußte dem von Hessen billig sein, sodaß — als es am 15. November in Frankfurt am Main zu Abschließen mit den übrigen Rheinbundstaaten kam — eine gemeinsame Note angenommen ward, nach der sich alle verpflichteten, sich für die Unabhängigkeit Deutschlands einzusetzen, wofür ihnen ihre „Oberherrlichkeit und ihre Besitzungen“ garantiert wurden. Ferner waren die Fürsten gehalten, sich den Einrichtungen zu fügen, die sich zur Erhaltung der Unabhängigkeit Deutschlands notwendig machen sollten. Wie sehr man diesen Botenworten entgegenkam, die alle miteinander nach dem Wunsche Arndts hätte der Teufel holen sollen, zeigen geheime Abkommen, nach denen sie für eventuelle Gebietsabtretungen Entschädigungen erhalten sollten!

Wohl hatte der Rheinbund am 18. November geendet, aber den Rheinbundfürsten blieb ihre Souveränität erhalten, und freder denn je konnte in ihren Landen die Reaktion ihr Haupt erheben, den letzten Rest fortschrittlicher Einrichtungen beseitigen. Nicht ein Haar wurde den Bundesgenossen für ihr erbärmliches und verräterisches Verhalten während der Herrschaft Napoleons getrümmert. Zum Dank hierfür überließen sie die Lösung der deutschen Reichsfrage späteren Geschlechtern, bis sie Bismarck auf seine Art erzwang.

## Die Belastung des Staates durch den Alkoholismus.

Die Gegner der Bewegung gegen den Alkohol weisen immer wieder darauf hin, daß der Staat aus den Alkoholabgaben (Monopol, Steuern, Wirtschafspatente) viel Geld einnimmt, daß also ein beträchtlicher Rückgang des Alkoholkonsums den Staat erheblich schädigen würde.

Wenn auch eine ganz genaue zahlenmäßige Widerlegung dieses Einwandes z. B. noch nicht möglich ist, so kann man schon überzeugen beweisen, daß diese Behauptung der Alkoholfreunde keineswegs stichhaltig ist.

Der Alkoholismus legt dem Staate jährwe wirtschaftliche Lasten auf, die die alkoholischen Staatseinnahmen mehr als aufwiegen:

Unterhalt der Gefängnisse, Bestreitung eines kostspieligen Justiz- und Polizeiwesens, für die die Alkoholstriminalität teilweise verantwortlich ist.

Einzelne Krankheiten, deren Kosten, wenn es sich um Unbemittelte handelt, der Staat tragen muß, sind alkoholischen Ursprungs (u. a. gewisse Arten von Geisteskrankheiten); der Ausbruch anderer, zahlreicher Krankheiten wird durch den Alkoholmißbrauch begünstigt, ihre Genesung verlangsamt und erschwert (Alkoholismus und Tuberkulose).

Die hohen Unterstüßungsgelder, die Staat und Gemeinde den Unbemittelten gewähren müssen, sind zum guten Teil durch den Alkoholismus verschuldet; die Kosten der Krankheits- und Unfallversicherung werden namentlich durch die Trunksitten erhöht.

Der Staat hat für den Unterhalt der durch einen alkoholischen Vater vernachlässigten Kinder zu sorgen.

Der Alkoholismus ist direkte oder mitwirkende Ursache vieler Todesfälle, die Männer im erwerbsfähigen Alter hinraffen; Folge davon: erneute Ausgabe für den Staat, der sich der Hinterlassenen in vielen Fällen annehmen muß, und Verminderung der Leistungsfähigkeit des Gesamtvolkes.

Der Alkohol übt auf die Arbeitsfähigkeit des Trinkers einen ungünstigen Einfluß aus: es wird weniger und schlechter gearbeitet, was den Staat als Vertreter der Gesamtheit schädigt. Auch die Arbeitswilligkeit nimmt infolge übermäßigen Alkoholgenußes ab (Blauer Montag).

Die alkoholischen Gewohnheiten fördern das wirtschaftliche Gleichgewicht der Familie, untergraben das ganze Familienleben, was dem Staate auch vom wirtschaftlichen Standpunkte aus nicht gleichgültig sein kann. Die Kinder in den Trinkerfamilien haben vielfach eine ungenügende Ernährung, ihre geistige und sittliche Erziehung wird vernachlässigt; als Erwachsene sind sie physisch, geistig und sittlich minderwertige Menschen, die dem Staate durchschmittlich mehr kosten als gut erzogene Kinder mütterlicher Familien.

Die hohen Ausgaben im Wirtshaus schädigen andere Gewerbe, die, weil sie unbedingt nützliche Güter herstellen und verkaufen, eine weit größere Bedeutung im Staatshaushalt haben.

Die Alkoholgewerbe verwandeln ein nährliches, gesundes Hochprodukt (Trauben, Obst, Gerste, Kartoffel, Korn) in Getränke, die höchstens als Luxusartikel und in mancher Beziehung als verwerfliche Luxusartikel betrachtet werden müssen; auch eine Schädigung der Staatswirtschaft.

Die aus der Beseitigung des Alkoholismus folgende Verminderung der staatlichen Alkoholeinnahmen wird durch die größere Steuerfähigkeit der Einwohner mehr als aufgewogen. In einer erfolgreichen Bekämpfung des Alkoholismus hat der Staat alles zu gewinnen, nichts zu verlieren.



## Für unsere Frauen.

### Moderne Sklavinnen!

Die Lehre für Kinder, daß das Christentum die Sklaverei beseitigt habe, wird Erwachsenen nicht mehr beigegeben, weil diese Behauptung als geschichtliche Lüge in zweiten Kreisen erkannt ist. Es ist nicht nötig, auf den Sklavenhandel mit Negern hinzuweisen, die Geschichte des Bauernkrieges zeigt uns, daß die Mächtigen der Straße die Hörigkeit der Bauern am meisten gefördert und zur Schwere gemacht haben.

Das Bürgertum rühmt sich, die Unfreiheit beseitigt zu haben. Die Aufklärer und ihre Zeit haben gewaltig an den Ketten mittelalterlicher Barbarei gerüttelt. Bei den verflochtenen Jahrhundertfeiern ist manches Lied auf den Befreiungskampf gesungen worden. Liberale Kreise und Verwaltungen wetteiferten mit ihren Lobgejängen auf die Freiheit und priesen sie als ein von ihren Vorfahren errungenes Gut. Gewiß, die Vorfahren haben für die Freiheit gekämpft. Sie wollten den fremden Eroberer abschütteln und volle persönliche Freiheit im Lande schaffen. Am letzten Siegespreis sind sie betrogen. Die heutigen liberalen Helden sind in mancher Hinsicht auch gar nicht böse drum! Die Rudimente mittelalterlicher Sklaverei und Hörigkeit wissen sie fein zu konfektieren. Ja, durch neue gesetzliche Formen zu fein schneidenden Ringen zu machen.

Die doch sehr liberal sein wollende Bourgeoisie Oldenburgs und ihre Verwaltungsorgane wissen auf diesem Gebiete ihr Teil zu leisten. Während die konservativen Vollblutjunger Preußens auf Gefindeordnungen ehrwürdigen, ja teilweise sehr ehrwürdigen Alters pochen, haben sich die Liberalen Oldenburgs ihre Gefindeordnung 1899 neu ausstaffiert. Wie sie beschaffen und gehandhabt wird, möge folgendes beweisen. Zunächst die Gesehemacher:

§ 78 der Gefindeordnung lautet: „Mit Geldstrafe bis zu 60 Mk. oder mit Haft bis zu 14 Tagen wird bestraft:

3. 4. Der Diensthote, der ohne rechtlichen Grund der Dienst anzutreten unterläßt.

3. 6. Der Diensthote, der wiederholt ohne Erlaubnis der Dienstherrschaft ausgeht oder zur Nachtzeit ohne Erlaubnis ausgeht.

3. 8. Der Diensthote, der ohne rechtlichen Grund den Dienst verläßt.

Jetzt kommt der Gesehehandhaber. Amt Oldenburg, Akte 476/18: Nach vom Genbarmeriestandort Oldenburg gemachter Anzeige ist das Dienstmädchen Marie . . . an den beiden letzten Sonntagen vor dem 19. Aug. 1913 ohne Erlaubnis der Herrschaft Kaufmann Altuifer Madorit ausgegangen bzw. über die erlaubte Zeit nach 1/2 Uhr abends ausgeblieben und dadurch eine Uebertretung des § 78 Z. 6 der Gefindeordnung begangen.

Beweis: Zeugnis der Herrschaft. Es wird deshalb . . . eine Geldstrafe nicht beigetrieben werden kann, eine Haft von einem Tag tritt, hiermit festgesetzt.

Ist das die jetzt bei den Jahrhundertfeiern gerpriesene Freiheit? Kaivohl, das ist sie. Wenn ein Mädchen zweimal ohne Erlaubnis ausgeht, kann die Herrschaft eine kriminelle Bestrafung herbeiführen. Nun ist das Mädchen aber nur einmal ohne Erlaubnis ausgegangen, das zweitemal ist es doch nur um 1/2 Uhr nicht zu Hause gewesen. Macht nichts, auch die liberale Behörde weiß die Daumen schraube zu handhaben und stempelt so die Diensthoten zu Paras der Gesellschaft. Obwohl mancher in diesem Falle eine Dehnung des Gesetzes finden wird, so sind das doch nur Kleinigkeiten. Die Diensthotenordnung wird gehandhabt, daß selbst Anhaber der preussischen Gutspolizei Waisenmädchen hiergegen bleiben.

Die Dienstmagd Germinie Sch . . . war bei einem Landmann in Stellung gegangen. Hatte also ihren Dienst angetreten. Nach einiger Zeit konnte sie nicht mehr schlafen. Sowie sie ins Bett kam, juckte ihr die ganze Haut. Durch die Schlaflosigkeit wurde ihr die Arbeit zu schwer und sie verließ den Dienst. Zu Hause steckte sie die ganze Familie an, alles hatte die Krätze. Macht nichts, die Behörde weiß ja nichts von selbst, sie hält sich nur an die Herrschaft, welche die Anzeige macht. Das Mäd-